

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Alfred Döblin

November 1918

Eine deutsche Revolution / Erzählwerk in drei Teilen

Erster Teil: Bürger und Soldaten 1918

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Inhalt

Teil I

Sonntag, der 10. November 1918	9
Montag, der 11. November	34
Dienstag, der Zwölfte	69
Mittwoch, der Dreizehnte	101
Straßburg	133
Abfahrt	154
Im Zug	161
Der Pfarrer und die Witwe	168
Die Wilhelmshavener Matrosen	177
Von Tod und Liebe	185
Der Chefarzt	205
Wie welke Blätter zerstreuten sie sich	214

Teil II

Zerschmetternde Niederlage	221
Zu Boden	228
Hilde	238
Matrose Thomas	244
Der Fliegenschwarm der Versprengten	252
Teure Heimat, sei begrüßt	263
Beisetzung der Revolutionsopfer	274
Schmeißfliegen und Leichenfledderer	288
Maurice Barrès	303
Die letzten deutschen Tage von Straßburg	310
Der eine schmückt sich, der andere verschwindet	322
Kleine Tagesnachrichten, Berlin	333
Marschall Foch	342
Der Forstmeister sieht die Franzosen einziehen	351
Der Justizrat sucht seinen Sohn	360
Frau Anny Scharrel	366

Vom tiefen und gefährlichen Deutschland	381
Straßburg, ich muß dich lassen	398

Anhang

Editorische Notiz	407
Daten zu Leben und Werk	408
Nachwort	415
Literaturhinweise	443

TEIL I

Sonntag, der 10. November 1918

Sie blickte mit einer kleinen Kopfbewegung in die Stube zurück. Der Mann saß an seinem Platz am Tisch, die Krücken neben sich, das Käppchen auf dem Kahlkopf, die Zeitung ausgebreitet vor sich. Er putzte sich die Stahlbrille und prüfte das graue Morgenlicht, das durch das Hoffenster hereinfiel. Sie sagte: »Kannst dir Licht machen.« Er: »Wird schon gehen.« Dann zog sie die Tür hinter sich zu.

Es regnete nicht mehr, aber der Hof stand voller Lachen. Im Hausflur an der Wand, wo es stockfinster war, schürzte sie ihre Kleider, tastete mit einem Fuß herum und stieg in die schweren spitzen Holzpantinen hinein. Sie klapperte ab.

Der Mann kratzte seine kurze Holzpfeife aus, schnüffelte in eine blecherne Teebüchse hinein und breitete ein paar Griff Tabak auf der Zeitung aus. Die groben Stengel zerknickte er Stück für Stück, einige große Blätter zerbrach er. Dann stopfte er alles fest in den Pfeifenkopf, die Staubreste vom Papier schüttete er oben auf. Dann rauchte er. Und als er die ersten Züge getan hatte, nahm er die Pfeife mit der linken Hand aus dem Mund und sprach laut in den grauen schmalen Raum hinein, wie jeden Morgen, wenn seine Frau weggegangen war. »So. Es ist der 10. November«, und qualmte behaglich weiter. Die Zeitung war vom Achten, der Pfarrer vom Vorderhaus gab sie neuerdings unregelmäßig weiter. Der Mann machte sich, die Arme breit aufgelegt, an die Arbeit und studierte Familiennachrichten, Verkäufe von Mobiliar, Meldung vom Obst- und Gemüsemarkt. Er bewegte die Lippen ein wenig. Manchmal unterbrach er sich, las nochmal, sagte laut: »Kleine Reinetten, zwei fünfzig. Oh, das ist viel«, tat ein paar ernste Züge, sah zum Fenster hin, runzelte die Stirn, seine Frau ging wahrscheinlich jetzt über den Wasserturmplatz, der wird ein Sumpf sein, man müßte ihn pflastern, aber wer hat im Krieg dafür Geld. Er las weiter von den Apfelsorten.

Die Frau ging wirklich gerade über den Wasserturmplatz. Den braunen Familienschirm klemmte sie unter den linken Arm, der Arm drückte zugleich das große schwarze Umschlagetuch an der Brust fest, das sie über ihren grauen Kopf und die Schultern gezogen hatte. Sie sah nur mit einem Auge durch einen Spalt hinaus. Ihr rechter Arm trug einen Holzeimer, in dem eine breite Holzschippe steckte. Sie näherte sich den Gerüsten am Ausgang des Platzes, man baute schon seit Jahren nicht weiter, die Raben hatten auf den Balken ihr Standquartier, sie flogen von hier nach dem Wald und in die Straßen, die zu den Kasernen führten. Sie streifte sich die Tuchfransen vom Gesicht, um zu sehen, ob die Raben noch auf dem Gerüst saßen. Und als sie suchte und nichts fand, beeilte sie sich, denn das war das Zeichen, sie waren unterwegs.

In der langen niedrigen Schule an der Straßenkreuzung lagen Rekruten. Das große Tor zum Schulhof war verschlossen. Man hörte schreien, laute Männerrufe. Die Frau, die gerade das Trottoir vor der Schule verließ, horchte hin. Sie runzelte mißbilligend die Stirn, aber hielt sich nicht auf. Sie war auf dem Sprung. Da saßen schon die Raben, den ganzen Damm vor der Schule bedeckten sie und hackten und krächzten, und dazwischen flatterten die grauen Sperlinge, und alle hielten sich an ihre Beute, als wenn es ein Gerstenfeld wäre. Es war der Pferdemit, den sie für ihr Gemüsegärtchen brauchte. Die Frau, noch mißgestimmt über das Schreien der jungen Soldaten, dieser ungezogenen Kinder, hatte schon ihren Schirm in die linke Hand gleiten lassen, ein Windstoß blähte ihr Schultertuch auf, der Knoten auf der Brust löste sich, die alte Frau achtete aber nicht darauf. Sie schlug mit ihrem Schirm auf die Raben ein, die mit wütendem Krächzen an ihr hochflatterten, sie kannten die Alte schon. Die Spatzen stoben in einer Wolke davon und setzten sich abwartend und schimpfend auf die Regenrinne des Schuldaches. Unten auf dem Fahrdamm knotete die Alte, der der Wind die Kleider zerzauste, das Tuch vor der Brust fest, den Schirm legte sie auf die Bordschwelle, den

Eimer stellte sie neben sich. Sie schimpfte auf das Rabenpack, das den Pferdemist über den Damm zerstreute, sie schimpfte über diese unmanierliche Art, sich zu sättigen, und ging dann ihren Eimer füllen. Die Raben hielten sich in respektvoller Entfernung. Als sie mit dem Schaufeln fertig war und sich mühselig aufrichtete, saßen die kleinen Räuber, die Spatzen, schon wieder bei den dicken Raben und pickten und lärmten. Sie stieß die Schippe in den Eimer und holte den Schirm.

Wie sie mit dem vollen Eimer auf das Schilderhaus zuzuging, neben der breiten Schultreppe, staunte sie. Sie suchte. Sie wollte ihren Eimer wie jeden Morgen der jungen Schildwache zur Aufbewahrung geben, bis Mittag, wenn sie von der Arbeit kam. Der Bursche war nicht da. Drin schrien sie hinter dem geschlossenen Tor unentwegt weiter, es war schon ein Gebrüll. Die Alte, ihren Eimer in der Hand, war drauf und dran, an das Tor zu klopfen und Ruhe zu fordern. Sie stand schon mit einem zornigen Ausdruck da und hielt den Schirm erhoben. Dann erschreckte sie das Brüllen, sie drehte sich und zog ärgerlich ab. Um ihrem Groll Luft zu machen, marschierte sie schimpfend durch den Vogelschwarm hindurch. Sie bog in die stille lange Kasernenstraße ein.

An einer Straßenecke wurde sie jeden Morgen von dem blinden Artilleriehauptmann erwartet, der ebenso früh aufstand und einen festgelegten Spaziergang um mehrere Häuserblocks machte. Er kannte genau die Schrittzahl von einem Straßenübergang zum andern, mit einer genau innegehaltenen Schrittlänge zog er Punkt sieben ab, den dünnen Spazierstock in der Rechten wie eine Antenne vor sich, er gab der Frau seinen Wohnungsschlüssel, sie ging dann zu ihm und machte ihm Kaffee, bevor sie ins Lazarett wanderte. Die gerade Straße war leer, die Alte kämpfte sich unter ihrem Tuch gegen den Sturm vorwärts. Ab und zu schlug sie die Fransen zurück, um sich zu orientieren. Der Fahrdamm war breit mit Wasser überschwemmt.

Da stand der Hauptmann, lang und steif wie er war, im schwarzen Wintermantel, die Krempe des schwarzen Schlapp-

hutes aus der Stirn geweht, so daß er dem Licht sein sehr weißes schmales Gesicht, das angehobene Kinn und die scharfen Halsfalten hinhielt. Er hatte den Kopf nach links gedreht, er hörte nur links, derselbe zu früh abgeprotzte Kanonenschuß auf dem Schießplatz, der ihm die Augen kostete, hatte auch das Gehör auf dem rechten Ohr zerstört. Sie erzählten in der Stadt, der Hauptmann sei ein böser Mann und verhaßt bei seiner Batterie gewesen, seine Leute hätten ihm zum Tort zu früh geschossen. Seine weißen Augäpfel funkelten unruhig. Er hörte die Frau in ihren Pantinen und rief soldatisch: »Frau Hegen.« Sie klapperte an, bot ihm guten Morgen und machte die übliche Bewegung nach seiner linken Hand, wo er den Schlüssel hielt. Aber er hielt ihn fest. »Haben Sie nachmittag Zeit?« »Heut nachmittag? Warum?« »Sie müssen mir sagen, ob Sie Zeit haben.« Er war immer eigensinnig, sie aber auch. »Ja Sie wollen wohl heute keinen Kaffee trinken. Geben Sie mir Ihren Schlüssel.« Er gab ihn nicht. »Wenn Sie nachmittag keine Zeit haben, muß ich mich woanders umsehen.« Die Alte fixierte ihn, heute hatten alle Dummheiten im Kopf, sie ging schon elf Jahre zum Hauptmann. »Ich muß packen«, erklärte der Hauptmann, als er nichts von ihr hörte. Sie dachte nach: »Wann soll ich kommen?« »Um zwei.« »Gut.« Da gab er ihr den Schlüssel, und sie gingen wie immer ohne Wort auseinander, er in Richtung auf den Wasserturm, sie in seine Wohnung, um ihren Eimer abzustellen und Kaffee zu machen.

Die Tore des Schulhofes öffneten sich, das Geschrei tönte über die Straße, auf der Gegenseite sammelten sich Menschen, und drin formierten sich junge Soldaten ohne Waffen, manche rauchten Zigaretten. An die Spitze traten mehrere mit Gewehren. Lärmend und ohne Schritt zogen sie durch die Wasserfluten die Schulstraße herauf in die kleine Stadt ein, die noch im Schlaf lag. Hinter ihnen verließen Lastwagen und Automobile den Hof, voller schreiender und singender Soldaten, die Mützen und rote Bänder schwenkten, dabei auch bärtige Landstürmer. Sie sausten in der anderen Richtung die lange Allee nach dem Flugplatz hinunter.

Im Lazarett, nahe dem Flugplatz, in einem Einzelzimmer der Chirurgischen Station lag ein Flieger. An der Kopftafel stand lateinisch Bauchschuß. Er dämmerte aus weiten Augen. Die große Krankenschwester in Weiß, die den klappernden Verbandswagen neben sein Bett ans Fenster schob, beugte sich über ihn: »Es geht heute besser, Herr Leutnant?« Er suchte zu lächeln, und sie erschrak. Er hatte tiefe Falten um den Mund, die Nase war dünn, ein graubläulicher Hauch über dem Gesicht. Er sprach langsam und verwaschen: »Danke – schön, Schwester.« Er bewegte den Kopf hin und her, seine Finger spielten. »Wollen Sie trinken, Herr Leutnant? Sie haben Durst? Ich bringe etwas.« Ach Gott.

Sie lief in den Hauptsaal, die Stationschwester trug Temperaturen auf Kurven ein. Sie flüsterten miteinander. Die Stationschwester kalt: »Ja sehen Sie zu, wo Sie einen Doktor herbekommen« – sie zuckte die Achsel, schrieb ruhig weiter. Dann ließ sie die Hand mit der Füllfeder auf der Kurve liegen und blickte der Jüngeren voll ins Gesicht: »Wozu wollen Sie eigentlich einen Doktor bei dem? Sie fahren lustig mit Ihrem Wagen in das Zimmer. Er hat doch schon heut nacht den Kuratus gehabt.« Die Verbandschwester machte Augen. Die Ältere: »Wo ist übrigens der Wagen?« »Noch da, in seinem Zimmer.« »Ich bin hier bald durch, noch drei Betten. Wir fangen dann drüben bei dem Empyem an, der hat's sehr nötig, die Nachbarn beschweren sich, riecht.«

Die Große entfernte sich rasch, die Ältere studierte wieder mit gerunzelter Stirn ein Thermometer: »Sie haben doch schon wieder nicht runtergeschlagen, Kunz.«

Im Einzelzimmer war es ein Tag wie jeder. Seitdem das Zimmer da war und seine Fenster öffnete, wurde es morgens grau, hell und heller. Das Sonnenlicht fiel um elf herein, wenn die Bäume auf der anderen Seite des Hofes ihren Schatten kürzer werden ließen. Dann wich die Sonne, die Helligkeit dauerte noch eine Stunde, während die Menschen in dem Zimmer atmeten und litten, es wurde dunkel, finster, die Nacht war da. Jetzt lag einer im Bett und war im Vergehen. Der Verbandwagen stand da,

als die Schwester auf Spitzen wieder eintrat. Der Verbandwagen am Fenster neben dem Bett sah freundlich, friedlich und hoffnungsvoll aus mit seinen weißgedeckten Glasplatten. In seinen Becken und Schalen lagen sterilisierte blanke Messer, Pinzetten, Scheren, Gefäßklemmen, Nähzeug. Die hohen Glasbüchsen waren mit Tupfern vollgestopft. Unten lagen offen Gipsscheren und Binden. So wartete der liebe Verbandwagen am Fenster, und sein Metall blinkte. Er war auf weißen Beinen, auf kleinen roten Gummirollen hereingelaufen. Die große hellblonde Schwester stellte sich vor den Wagen am Bett, um ihn zu verdecken. Die Schwester war genötigt, hier zu stehen, sie floh nicht, der Tod rief sie an.

Dem jungen Menschen war nicht viel geschehen. Er war als Beobachter zu einer Erkundung aufgefliegen, das Maschinengewehr eines feindlichen Fliegers spielte in der Nähe, von den Kugeln nahm eine, während sie über hundert Kilometer flogen, ihren Weg in seinen Leib. Sie hätte eine Sekunde vorher, als er sich noch nicht zurechtgesetzt hatte, den leeren Platz getroffen. Nun schwirrte das runde Blei durch den Gurt, die Jacke, die Hose des jungen Menschen und fand keinen Widerstand, und auch an der weichen Haut, die noch nie eine Liebende berührt hatte, fand sie keinen Widerstand. Glatt senkte sie sich ein, als wäre dies ihr Platz. Sie wuchs aus der Welt in diesen weichen Leib hinein wie eine Wurzel aus einer Pflanze in die lockere Erde. Sie traf auf ihrem Weg das spiegelglatte Bauchfell und machte einen kleinen Riß hinein. Die langen dünnen Därme bewegten sich, sie zogen sich nicht zusammen, als die Kugel kam, es ging zu schnell, sie nahm ihren Weg durch sie und prüfte im Vorübergehen den dünnen Speisebrei, der sich da fand vom Frühstück, die Kugel nahm nichts weg. Sie durchquerte den Darm. Da wogte gewaltig ein großes Gefäß, in ihm ruckte und schlug das Blut, das vom Herzen kam, die Kugel nippte daran, sie pflanzte sich in den Knochen dahinter ein, einen Wirbel, in ihm blieb sie stecken. Sie war inzwischen mit dem Mann, in dem sie saß, und mit dem Flugzeug viele Meter von dem kleinen Geschütz entfernt, aus dem sie gespritzt

war. Man band den Mann, als er ankam, aus den Riemen los und tat an ihm vieles, was er nicht merkte. Man holte die Kugel aus ihrem Versteck, die Risse konnte man finden und schließen. Der kleine, immer zum Scherz geneigte Operateur blickte auf, als er die Kugel zwischen zwei Fingern rollte, seine Hände steckten in hellbraunen Gummihandschuhen: »Also wer kriegt sie heute?« Zwei assistierende Schwestern riefen hintereinander: ich. Der Doktor, während er schon in der Tiefe des Leibes weiterarbeitete – die Kugel hatte er in ein Eiterbecken fallen lassen –, brummte: »Also wird wieder gelost.« Die eine seufzte: »Oh, ich verliere immer.« Der Operateur ließ sich den Stirnspiegel zurechtrücken, er murmelte hinter seiner Mullbinde: »Sie sind nicht die einzige, die verliert.« Der Krieg verloren, wir verloren, der Mann hier verloren, also spülen, Bauchfell waschen, Kochsalzinfusion, vielleicht schlägt er sich durch.

Die große blonde Schwester im Einzelzimmer hielt sich, die Hände rückwärts, am Verbandwagen fest. Sie hatte schon genug sterben sehen, im Osten, in Rumänien und im Westen. Aber jetzt noch immer, wo alles schon vorbei war, noch immer. Sie überwand sich, faßte eine zuckende feuchte Hand auf der Bettdecke und hielt sie. Zum Schutz, falls einer plötzlich hereinkäme, drückte sie einen Finger auf den Puls – aber sie hatte hier nicht Puls zu zählen –, mit beiden Händen hielt sie die eine des Kranken, der unentwegt angespannt zum Fenster hinaussah. Sie wußte nicht, was sie trieb, die Hand so lange zu fassen und ein ungestümes Gefühl in ihre Hände zu legen. Was kann ich tun, dachte sie, bangte sie, sie wollte ihm von ihrem Atem mitgeben. Der Krieg ist ja aus, es ist ja alles vorbei. Er blickte jetzt an die Decke hinauf. Sie ließ seine Hand los, das Gefühl überwältigte sie. Du wirst nicht sterben, ich halte dich, du sollst nicht, wie heißt du, sie las auf der Tafel: Richard, komm, Richard, halt fest, preßte seine Hand, der Kranke nahm sie wahr, sein Blick flog zu ihr.

In diesem Augenblick öffnete sich mit einem Ruck die Tür,

ein großer rotbäckiger junger Mann im gestreiften Leinenanzug des Lazarettstürmte herein, die rechte Schulter dick gepolstert unter der Jacke, er schmetterte sofort in den Raum: »Richard, das Neuste, sie sind da, die Matrosen. Alles, was Beine hat, rennt.« Die Schwester hatte sich im Moment zu ihm umgedreht, die Hand des Kranken in ihrer, als zählte sie Puls. Der Besucher war am Bettgestell, einen starren Blick auf den Kranken, dessen weite Augen unverändert an der Schwester hingen. Er ließ das Eisen-gestell los, faßte sich an den Mund, sagte: »Oh, oh.« Die Schwe-ster: »Schütteln Sie bitte nicht am Bett.« Er rannte hinaus. Auch sie ging, auf den Spitzen, den Verbandwagen vor sich.

Der Kranke dämmerte allein. Die feinen Pflänzchen, die die Bleikugel aus der Luft und von der Jacke in seinen Leib getragen hat, durchwucherten seinen Leib. Sie überzogen alle Därme mit einem trüben Hauch und machten ihren Glanz blind. Graue Flocken sanken in die Nischen zwischen den Därmen, die sich noch zusammenzogen, hoben und senkten. In die Adern des Mannes waren die Pilze gewandert und hatten sich fröhlich von dem warmen Strom des Blutes fortreiben lassen, wie fühlten sie sich selig in dem süßen Saft, das war etwas anderes als das Leben an der kalten Luft und auf dem Tuch. Wie ein Orchester, das auf den Wink seines Kapellmeisters wartet, setzten sie sich rauschend in Bewegung. Und nun war der Mensch ein hohles gewaltiges Gewölbe geworden, durch das ihre Musik scholl. Er lag da, schlaff, schwitzend.

An den Wänden des Gewölbes kriechen Schlingpflanzen, sie hängen in den Raum hinein, es ist ein Urwald, und dies sind die Tropen, und da klettern Affen, Untiere mit schrumpfligen Hälsen, sie steigen aus dem Morast, Kolibris schwirren mit gewundenen Schnäbeln, die Blumen halten ihnen ihre grellen Blüten hin und schnellen schmale rote Zungen heraus. Nun spielt eine Orgel, und von den Tonleitern steigen ernste Männer herunter im Talar. Lange Schleppen ziehen sie hinter sich her, sie predigen und ermahnen, es ist ein langes schwarzes Lied.

Das graue Tageslicht draußen hellt sich auf. Die Stunden rücken vor. Ein Tag hat sich in Bewegung gesetzt, der 10. November, Sonntag. Kleine Sonnenstrahlen schleichen über das Bett.

Schwestern kommen, stützen den Kopf des Fliegers, halten Wein vor seinen Mund. Sein Gesicht – wessen Gesicht – wird länger und länger. Seine Lippen fallen auseinander. Er öffnet den Mund nicht. Sie rufen. Sie rufen ihn an.

Aber der Urwald hat ihn verschlungen.

Das Nebenzimmer, das dem Oberleutnant Becker und dem jungen Leutnant Maus gehörte, dem rotbäckigen, der in das Zimmer des Fliegers gedrungen war.

Maus öffnete, als er zurückkam, langsam die Tür und schloß sie langsam. Von seinem Liegestuhl her, am Fenster, sah ihm Becker zu. Er wartete, bis Maus an den kleinen Tisch geschlichen war, der quer vor ihren beiden Betten stand. Als Maus noch immer nichts sagte, drehte Becker brüsk den Kopf zum Fenster und fragte geschäftsmäßig: »Was gibt es Neues?« Maus, den verstörten Blick auf den Tisch: »Mit Richard ist es aus.« Becker: »So?« und fixierte wieder die kahlen Äste draußen. Dann sagte er zu Maus: »Setz dich.« Der ließ sich automatisch auf den Stuhl am Tisch nieder. »Du sitzt auf Zeitungen«, bemerkte Becker. Maus, den Kopf aufgestützt, antwortete nicht. »Du sitzt auf Zeitungen, Maus«, wiederholte Becker. Trompetentöne drangen vom Garten herein, tiefe, langsame, einer probierte sein Instrument. Leise sprach Maus: »Nun geht es auch mit Richard zu Ende.« »Ich höre, mein Sohn«, antwortete Becker kühl, »der Krieg ist eine gefährliche Sache.« Maus: »Wir hatten gestern mittag noch Karten gespielt. Ich habe noch seinetwegen in der Stadt Karten gekauft.« »So ist es«, bemerkte Becker.

Als aber Maus wieder zum Fenster sah, waren die Augen Beckers zornig auf ihn gerichtet. Beckers feines, pergamentweißes, ganz schmales, fleischloses Gesicht verzerrte sich, aber er sprach nicht.

Becker sagte sehr ruhig: »Du warst draußen und hast dich erkundigt? Was ist mit dieser Revolte?« »Ich will mir den Mantel anziehen. Ich geh' nach der Inneren Station.« »Tu das.«

An der Tür sah Maus seinen Freund mit gerunzelter Stirn unbeweglich liegen. Ihm fiel ein, Becker war so lange und entsetzlich krank gewesen, er hätte ihm nicht vom Tod sprechen sollen. Wie zur Entschuldigung rief Maus mit unsicherer Stimme ins Zimmer zurück: »Ich bin bald wieder da. Vielleicht treffe ich den Chef.«

Im Garten des Lazaretts blies einer Trompete unter den schwarzen Bäumen. Er fing ein Lied an, dann freute ihn ein Ton, er hielt ihn fest, blies ihn lang aus und ließ ihn erst nach einer Weile frei, dann schwenkte er in eine Melodie ein. Das Trompeten brach ab. Der Mann, der übte, ein großer Magerer ohne Mütze, in einem grauen Militärmantel über der Lazaretttracht, nahm die Trompete vom Mund und bückte sich an dem Baumstamm, ganz langsam. An dem Gartengitter, das unten Lücken hatte, zeigte sich etwas Braunes, ein kleines Tier, es schlüpfte in den Garten, ein wildes Kaninchen, es suchte Futter bei den Abfalleimern neben dem Hauptgebäude. Wo kriegt man einen Stein her, hier liegen Äste, vielleicht läßt sich mit einem dicken was machen. Er hockte, tastete über dem Boden nach einem Knüttel.

In diesem Augenblick klatschte und prasselte es am Gitter, aus einem Fenster vorn lachte man, das Kaninchen heidi durch das Loch hinaus, sie hatten es begossen, der Trompeter erhob sich, setzte seine Trompete an, fing wieder an zu blasen: »Kennst du das Land, wo die Zitronen blühen.«

Der Oberstabsarzt schritt langbeinig durch das Hauptportal, in feldgrauer Uniform, mit Mütze, ohne Säbel, ein langer freundlicher Herr, mager. Er hinkte leicht, man hielt es für eine Kriegsverletzung, aber es waren enge Stiefel und Hühneraugen, die ihm das Leben verbitterten. Er war überhaupt ein Hypochonder, sie hatten ihn wegen seines Herzens, Arteriosklerose, zurückge-